

**HAUSARZT A. D.**

# Seine letzte Sprechstunde

Mehr als 30 Jahre war Achim Schnieder Allgemeinarzt, wollte seine Praxis am Ende sogar verschenken. Doch einen Nachfolger fand er nicht. Das liegt auch an der neuen Ärzte-Generation, die andere Ansprüche hat.

**VON GERRIT-FREYA KLEBE**



Niemand wollte die Praxis geschenkt haben: Nun gibt Hausarzt Achim Schnieder auf und geht in den Ruhestand

Copyright: Lars Berg (3)

**E**igentlich wollte Achim Schnieder, 64, an diesem Tag in Afrika sein. In Tansania, Elefanten beobachten, gemeinsam mit seinen zwölf Angestellten. Er wollte sie einladen, ihnen diese Reise schenken und Danke sagen für ihre jahrelange Arbeit – manche haben von Anfang an in seiner Praxis gearbeitet. Doch statt der Reise kam die Entlassung. Alle mussten gehen. Weil er keinen Nachfolger gefunden hat für seine Praxis. Und nun steht Dr. med. Achim Schnieder, Allgemeinarzt und Diabetologe, an seinem letzten Tag nach 33 Jahren, allein im Behandlungszimmer.

Drei Jahre lang hat er gesucht. Mehrere Tausend Euro in einen Headhunter investiert, frühere Mitarbeiter angerufen, in Kliniken gefragt, Anzeigen geschaltet. Er hätte vor wenigen Jahren noch eine sechstellige Summe für die Praxis einstreichen können. Was jahrelang realistisch war, trifft heute fast nur noch auf Facharztpraxen zu. Niemand meldete sich.

Dann wollte er alles verschenken: die 1600 Patienten-Akten, die Einrichtung, einen vollen Terminkalender für die nächsten sechs Monate. Sein kleines Lebenswerk, wie er es nennt, es sollte weitergehen. Doch kein Arzt wollte seine Praxis übernehmen. Sie liegt in Delmenhorst, einer Stadt in Niedersachsen, zehn Minuten vom Bremer Hauptbahnhof mit der Regionalbahn. Auch Schnieder ist diesen Weg gefahren, jeden Tag von der Haltestelle zur Praxis gelaufen, vorbei am Einkaufszentrum und dem Wollepark mit seinem kleinen See.

So wie ihm geht es gerade vielen Ärzten. Sie finden keinen Nachfolger. Etwa 5000 Allgemeinmediziner fehlen heute schon in Deutschland. Nach einer Studie der Robert-Bosch-Stiftung werden 2035 rund 11.000 Hausarztstellen unbesetzt sein, fast 40 Prozent der

Landkreise litten dann unter medizinischer Unterversorgung. Und junge Ärzte haben Bedenken, sich selbstständig zu machen. Einige sehen ein wirtschaftliches Risiko, manche schreckt die Bürokratie ab oder die langfristige Verpflichtung. Die Zahl der angestellten Ärzte steige hingegen, heißt es vom Virchowbund, dem Verband der niedergelassenen Ärztinnen und Ärzte.



Ein letzter Gruß an die Patienten

Copyright: Lars Berg

Ein Sprecher des Hausärzteverbands verweist auf die Unterschiede zwischen den Disziplinen: „Andere Facharztausrichtungen wie Radiologie oder Kardiologie sind in aller Regel deutlich lukrativer.“ Ein anderes Problem sei, dass die Allgemeinmedizin und die hausärztliche Versorgung im Medizinstudium „sehr lange quasi keine Rolle gespielt haben“ und bis

heute zu wenig vorkommen. Wenn sich nichts ändert, könnte die klassische Hausarzt-Praxis also immer seltener zu finden sein.

Schnieders Praxis liegt in einem gelben Eckhaus, drinnen der Empfang hinter einer Glasscheibe, darauf ein Sticker: „Wir schaffen das!“ Aber der Stress hat ihn belastet. Er bekam einen Hörsturz, eine Nervenentzündung im Gesicht. Nachts plagten ihn Alpträume, er schrie, trat um sich, wie ihm seine Frau morgens erzählte. Wenn ihn etwas belastet, hält es ihn wach, schon immer. Oft hat er an seine Patienten

gedacht, wie er ihnen helfen könnte. Nun muss er sich von ihnen verabschieden.

Um kurz vor 15 Uhr zieht sich Schnieder um. Die grüne Cargohose tauscht er gegen eine weiße Arzthose, einen Kittel will er nicht tragen, der schaffe Distanz, er aber will nahbar wirken. Er setzt sich an den Schreibtisch, um ihn herum Umzugskisten. An der Wand hängen zwei Fotografien, Elefanten in Schwarz-Weiß, er selbst hat sie in Afrika aufgenommen. Die letzte Sprechstunde besteht nicht nur aus Abschieden, sondern auch aus Vorwürfen. „Zu wem soll ich denn jetzt hin? Ich hab’ nie meinen Arzt gewechselt!“, sagt ein Patient. Schnieder zuckt mit den Schultern. Immer wieder erklärt er, dass er in seiner letzten Lebensphase sei, noch ein „paar nette Jahre“ wolle. Was er nicht sagt: Im Herbst 2023 wurde bei ihm Krebs diagnostiziert, die Prostata. Es war auch die Diagnose, die ihn wachgerüttelt hat. Die Frage, wie lange er noch bei guter Gesundheit ist, wie viel Zeit er noch mit seiner Frau hat, mit seiner dreijährigen Enkelin. Vielleicht hätte er sonst weitergemacht.

1992 hat Schnieder als Arzt angefangen. Damals gab es noch Karteikarten in großen Schränken, keine digitalen Patientenakten im Computer. Bis zu 70 Stunden Arbeit pro Woche fand er normal, Sprechstunden bis abends 21.30 Uhr, am Wochenende Fortbildungen. Seine Kinder hat er nicht so oft gesehen, wie er es sich heute wünscht. Vor einigen Jahren ließ er sich am Knie operieren; die Zeit, sich auszukurieren, nahm er sich nicht, ging bereits kurz danach wieder in die Praxis. Auf Krücken. Sein angeschwollenes Bein legte er auf einen Hocker und kühlte es. Prinzip Selbstaussbeutung. Einfach immer weitermachen.

Die Bundesärztekammer sieht darin ein Symptom einer

ganzen Generation: „Für die Babyboomer war es ganz normal, lange zu arbeiten und sich ohne Rücksicht auf familiäre Belange oder das eigene Wohlbefinden dem Beruf zu widmen“, sagt der Präsident Klaus Reinhardt. Das wolle die neue Generation so nicht mehr. Sie wolle zwar auch in ihrem Beruf aufgehen, aber eben nicht ausbrennen. „Sie legt Wert auf eine ausgewogene Work-Life-Balance. Interessant ist, dass für die neue Generation eine gute Vereinbarkeit von Familie und Beruf sogar wichtiger ist als der Verdienst.“ Geregelte und flexible Arbeitszeiten ebenso. „Daher entscheiden sich viele gegen die eigene Praxis.“

Hasan Akalan, 71, ist Schnieders letzter Patient. In seiner Krankenakte steht, dass er seit dem Jahr 2000 bei ihm in Behandlung ist. Einmal pro Quartal, zur Kontrolle seiner Diabetes, dazwischen bei Beschwerden. Er stellt sich auf die Waage. 140 Kilogramm. „Was, so viel?“ Dann lacht Schnieder und sagt: „Stimmt gar nicht, ich hatte meinen Fuß mit draufgestellt.“

Akalan musste in mehreren Praxen anrufen, um eine neue Hausärztin zu finden. An ihren Namen kann er sich nicht erinnern. „Ich wünsch’ Ihnen eine gute Rentenzeit. So 200 Jahre“, sagt er. Beide lachen. Dann wird Akalan ernst. Seine Frau sollte eigentlich dabei sein, doch sie liegt im Krankenhaus. Atemnot, Wasser in der Lunge. Zum Schluss schreibt er seine Telefonnummer auf einen alten Terminzettel. Er möchte den Hausarzt wiedersehen.

Als Hasan Akalan gegangen ist, wirkt Schnieder nachdenklich. Oft bleibt es nicht bei einem Krankenhausaufenthalt, das weiß er. Die Augen seines Patienten waren rot und geschwollen, er war auch nicht so lustig wie sonst. Schnieder weiß, wie es ist,

wenn man sich um die eigene Frau sorgen muss. Seine erste Frau war unheilbar krank, starb während eines Urlaubs, ohne dass er ihr helfen konnte. Auch das war ein Grund, warum er Arzt geworden ist.

In den 1980er-Jahren war das. Der Numerus clausus war hoch, es gab viele Studierende, wenige Facharztstellen und wenige Praxen für Absolventen. Heute benötigen Aspiranten einen Notendurchschnitt von 1,0, um sofort Medizin studieren zu dürfen. Die sogenannte Landarztquote ermöglicht es aber, mit weniger guten Abiturdurchschnitten Medizin zu studieren. Das funktioniert so: Mehrere Bundesländer bieten zwischen sechs und sieben Prozent der verfügbaren Studienplätze Bewerbern an, die sich verpflichten, bis zum 40. Lebensjahr in einer unterversorgten Region zu arbeiten. Für die Auswahl sind die Abiturnote, Mediziner-Testergebnis und mögliche Berufserfahrung entscheidend.



Schnieder hilft beim Verladen von Möbeln, die nach Rumänien gehen

Copyright: Lars Berg

Andere Ideen, ländliche Regionen besser zu versorgen, sind telemedizinische Sprechstunden. Oder eine rollende Arztpraxis, dann würde ein Arzt nur an bestimmten Tagen zu bestimmten Uhrzeiten in einen Ort kommen. Schnieder sieht das

kritisch. „Damit würde genau das verloren gehen, was ich an meinem Beruf so liebe: Den Menschen ein Leben lang begleiten, schon an der Stimme erkennen, wie ein Patient sich fühlt.“

Nun ist der Arzt froh, dass er zumindest die

Einrichtung seiner Praxis, die keiner haben will, verschenken kann. Einen Teil nach Rumänien, vieles in die Ukraine, an die Front. Behandlungsliegen und Verbandszeug werden dort gebraucht. Auf jedem Möbelstück hat er mit einem Sticker vermerkt, wo es hingeht.

Am Ende seines letzten Arbeitstages spürt er, wie der Stress abfällt. Es ist geschafft. Er will sich selbst noch Blut abnehmen lassen, mehrere Röhrchen. Er will nach Tumormarkern schauen, nach dem Blutzucker und Nierenwerten. Dann packt er Verbände ein. Sie sind für seine dreijährige Enkelin. Sie möchte Ärztin werden. Bis es so weit sein könnte, vergehen noch 25 Jahre. „So lange konnte ich meine Praxis leider nicht weiterführen“, sagt Achim Schnieder und lacht.

---